

KINDHEITSERINNERUNGEN VON SALOMON LUDWIG STEINHEIM.

Als in Frankreich die große Revolution begann, kam in Bruchhausen Salomon Ludwig Steinheim zur Welt. Er wurde später Arzt in Altona und war ein bedeutender Schriftsteller und Philosoph. Am Ende seines Lebens verfaßte er Kindheits- und Jugenderinnerungen, die von großem Interesse sind, weil sie das dörfliche Leben aus jüdischer Sicht schildern in einer Zeit, die noch weit von Toleranz und gegenseitiger Achtung entfernt war. Obwohl keineswegs vollständig und nur wenige Aspekte herausgreifend, sind die Aufzeichnungen dennoch sehr wertvoll allein schon deshalb, weil es kaum ähnliche Berichte aus dieser Zeit speziell aus Westfalen gibt. Zum hundertjährigen Todestag von Salomon Ludwig Steinheim (1789-1866) hat Hans-Joachim Schoeps einen Sammelband zum Gedenken Steinheims bei E.J. Brill in Leiden herausgegeben, dem die nachfolgenden Texte entnommen sind. Josef Menze gibt in seiner jüngsten Arbeit über die Steinheimer Judenschule und Synagoge an, daß ein Moses Levi aus Bruchhausen sich im Jahr 1763 in Steinheim niedergelassen hat. Hier kann es sich nicht um den Vater von Salomon Ludwig Steinheim handeln, wie aus dem hier abgedruckten Text hervorgeht. Es müssen aber verwandtschaftliche Beziehungen zu Steinheim bestanden haben, anders ist die Namenswahl kaum zu erklären.

Erster Unterricht auf der Stuhllehne

Von diesem Zeitpunkte an werden bei dem trägen Gleichmaß hinschleichender Tagen des jüdischen Landlebens meine Erinnerungen immer schwächer und weniger der Zahl nach. Meine Schulzeit begann. - Ich muß noch sehr klein gewesen sein, als mein Unterricht, natürlich zuerst in der Bibel und dem Hebräischen begann. Denn der ihn mir erteilte, war ein junger Mann (ein Bachur von mittlerer Größe). Nun stellte er mich, seinen Schüler, auf einen Stuhl; wippte diesen mit beiden Händen hin und her, indem er mich die Anfangsgründe des Hebräischen diskursiv lehrte. Ich reichte genau auf dem Stuhlsitze stehend bis an des Lehrers Kopf, war mithin so groß wie ein vierjähriger Knabe. Es war etwas von peripathetischer Methode in diesem Schaukelunterricht, ein Vorzeichen meiner späteren Vorliebe für den Meister aus Stageira. Der Morgen des Lebens ist oft eine Bestimmung des darauffolgenden Tages.

Verhältnis eines Lehrers einer jüdischen Deutschgemeinde auf dem Lande

Bei den kleinen jüdischen Landgemeinden war es üblich, einen Lehrer auf gemeinschaftliche Kosten anzunehmen, der zugleich die Funktion des Vorsän-

gers und Schlachters versieht. Der Sold ist in der Regel sehr gering und die Beköstigung abwechselnd bei den einzelnen Familien, umgehend nach der Reihe. Einige Nebensporteln bestehen in freiwilligen Gaben der Gemeindemitglieder am Sabbat und den Festtagen, oft erwirbt er sich auch einige Aufbesserung des Gehalts durch die Fakultät zu kopulieren und etliche außerordentliche Verrichtungen. Diese Fakultät ward denn auch meinem Lehrer zuteil und meine später zu berichtende seltsame Geschichte in dieser Funktion gibt zugleich ein Bild aus jener Urzeit der sozialen Zustände in meinem Vaterländchen. Mein Lehrer, namens S. MEIER, war in Altona geboren. Den Vater verlor er früh und ward von seinem späteren Stiefvater, einem jüdischen Gelehrten von altem Schrot und Korn, bald in die Fremde hinausgestoßen, und konnte sehen, wie er fertig würde, wenn die paar Taler Reisegeld aufgezehrt sein würden. Noch nicht 14 Jahre alt ward er zur Universität nach Prag (Jeschiba) dirigiert und mußte sich dahin durchfechten. Er wanderte unter Hunger und Kummer, sein Bündelchen auf dem Rücken, von Gemeinde zu Gemeinde, überall wie ein Bettler einquartiert (eine solche Anweisung hieß eine Plette). Nachdem er seine talmudischen Studien bis zum Grade eines Erwählten (bachur) vollendet hatte, zog er wieder weiter einen Dienst zu suchen, und einen solchen fand der Pilger in meinem Geburtsdorfe, in welchem meine nahen Vorfahren, Großvater, Vater und Großonkel mit seinem verheirateten Sohn, die begütertsten und angesehensten Familien bildeten. Diese Gemeinde hatte nun noch die des benachbarten Ottbergen, eines wohlhabenden Dorfes, zur Sozietät, so daß die Juden beider Dörfer nur eine Gemeinde ausmachten. Diese Filialgemeinde war indes zugleich die geringere (in Betracht ihrer Zahl und ihres Vermögens). Sie war vormals, als meine Vorfahren noch daselbst wohnten, die Hauptgemeinde und wurde erst, nach ihrem Übersiedeln nach dem benachbarten Bruchhausen zu einem untergeordneten Bestandteile, teils durch ungleich geringere Mittel, teils durch eine bei weitem niedrigere Bildung, da der größeren Gemeinde, der mein Großvater und Großonkel angehörten, zugleich mit diesen eine höhere jüdische Bildung und Schriftgelehrsamkeit zuteil war, und einer der damals noch assoziierten Brüder, Abraham und Joseph, Leviten, Landesvorsteher der aus einer Hauptstadt Höxter, und etwa 12 Dörfern bestehenden Abtei Corvey, späteren Fürstbistums, waren. Zu meinen dunkelsten Erinnerungen gehört die im Hause desselben abgehaltene große Gemeindeversammlung aus der ganzen jüdischen Landbevölkerung in welcher die Schätzung durch Selbstschätzung eines jeden Hausvaters im ganzen Lande vorgenommen wurde. Das geschah auf Vertrauen zwar, mußte indes, im Falle des Verdachtes einer Unterschätzung, eidlich bekräftigt werden. Diesen Großonkel kannte ich nur als kränklichen Mann, der jahraus jahrein auf einem bequemen Lehnstuhle zubringen mußte. Er litt an einem Blasenkatarrh. Von diesem Stuhle aus besorgte er indes seine, im

Verhältnisse zu jener Zeit und den Umständen weitläufigen Geschäfte, aufs pünktlichste, namentlich seine unendlichen Prozesse, die ihm ein wahres Lebensincitament waren und ohne die er nun einmal nicht leben konnte. Mich gebrauchte er zum Kopieren, da ich früh eine ziemlich leserliche Hand schrieb. Aber mein Honorar war nicht des Nennens wert. Das höchste, dessen ich mich erinnere, nachdem ich vielleicht nach seinen Diktaten vier Bogen abgeschrieben hatte, stellte ein Matier dar, eine Kupfermünze vier Pfennig wert. Das war ein ominöser Anfang der späteren Honorare für meine schriftstellerische Tätigkeit, die vielleicht noch kärglicher flossen und in der Regel rückwärts eine Art negativer Honorare waren. An das eigentliche Wohnhaus hatte der Onkel einen Neubau gefügt, der einen, nach meinen damaligen Begriffen unendlich schönen Salon im zweiten Stocke enthielt, wo der Alte denn auch seine prachtvolle Gemäldesammlung hatte aus wunderschönen Schäferinnen und Schäfern mit kleinen Stoffhütchen auf dem einen Ohre mit fliegenden Bändern, harten Stäben, blanken Schaufeln, ebenfalls mit rosigen Bändern geziert, die auf der blumigen Tapete aller Augen entzündeten. Dasselbst war auch ein Wandschrank mit Glastüren, hinter denen mein begehrllicher Blick zwei Gegenstände, die mich ganz und gar bezauberten, so oft ich in dieses Prunkgemach trat, bemerkte, eine Pfeife von klarem Glase und einen Nußknacker von Buxbaumholz. Fürwahr! Mit Freuden hätte ich mich ihm zum Schreiber ebenso viele Jahre verdungen, als mein Ahnherr Jakob dem klugen Laban für seine zwei Töchter, hätte er mir sie versprochen. Allein, ich sollte sie in kurzer Zeit verdienen. Nach einem etwas langen Rezesse und pro memoria, wurde ich mit jenen Gegenständen meiner heißesten Begehrlichkeit belohnt; und ich war nach meiner Einbildung im Besitze zweier unschätzbaren Kleinodien.

Nicht lange überlebte der Großonkel seinen Bruder, meinen Großvater. Die beiden früher in Eintracht und Gemeinschaft der Güter lebenden Brüder schieden und trennten sich in erbitterter Feindschaft, die bis zu ihrem Lebensende anhielt. Angeführt wurde der Bruderzwist durch einen jener damals sehr gescheiten polnischen Gelehrten, die von begüterten Hausvätern aufgenommen, gut gehalten, ja, oft zu Schwiegersöhnen vermählt wurden, und dafür nichts zu leisten hatten als den ganzen Tag zu „lernen“ d.h. Mischna und Talmud laut oder leise durchzumurmeln. Das gab dann ein ganz eigentümliches Rezitativ, einen Singsang, der mir nach siebzig Jahren in den Ohren nachklingt. Das sind, gottlob, überwundene Standpunkte, denn auf den Knaben wirkte die stets verschlossen gehaltene Türe auf dem Hausflur an der Treppe, hinter welcher jenes Murmeltier seine Gebete und sein „Lernen“ hinhinmurmelte, wie gespenstisch, wie die Nähe eines Unholds, von dem ich wußte, daß sein Einfluß die einzige Ursache des Bruderhasses war. An dieser Türe mußte ich vorbei,

wenn ich ins Wohnzimmer des Großonkels wollte, Gott weiß, unter welchen bangen Gefühlen, und unter welchen fratzenhaften Bildern von dem drinnen hausenden polnischen Ungetüm! (das mir übrigens nie zu Gesicht gekommen ist). Meines Großonkels Tod gab ihm den erwünschten baldigen Abschied, aber auch mein schönes Honorar als Geheimschreiber hörte plötzlich auf zu fließen. Nachgerade war ich so meinem guten Lehrer gegenüber emporgewachsen, daß ich von dem Sitze des Hochstuhles, auf dem er mich Stehend in gewisser Art peripathetisch unterrichtet hatte, herabsteigen und mich in einen regulären Schulknaben aufrichten konnte. Es begann in mir aufzudämmern; mein Selbstbewußtsein wachte auf; in und mit ihm die heilige Sage vom Paradiese mit seinen vier Wunderströmen, mit seinen herrlichen Fruchtbäumen und seinen ersten Menschen. Welch eine Kindheitsgeschichte! Ich spazierte, spielte Versteck mit den ersten Menschen im Paradiese der Unschuld, wie es in jedem Menschen einen Moment seines Lebens aufdämmert und so bald wieder verlischt. Wenn wir Brüder miteinander Versteck spielten, riefen wir wie der Herr, der seinen Erstgeschaffenen unter den Bäumen des Paradieses suchte: Ajeka? Wo bist Du? Und so ging es fort und fort; immer höher stieg das Morgenlicht und vollends Tag wurde es mit der Geschichte Josephs. Noch wie heute ist mir's damals, als ich zum zweiten Buche Moses' überging; es war mir, als sei es dabei völlig hell geworden. Wir Knaben bildeten nun eine vollkommene Schulgesellschaft und unser trefflicher Lehrer hatte sein besonderes Lehrzimmer (Cheder) von 10-12 Knaben, teils aus der kleinen Gemeinde, teils aus den benachbarten Ortschaften. Denn der Ruf unseres Lehrers hatte sich mittlerweile verbreitet und verbesserte ihm einen nicht von der Hand zu weisenden Nebenerwerb durch auswärtige ihm anvertraute Scholaren, die um ein sehr mäßiges Kostgeld bei den Gemeindemitgliedern untergebracht wurden (für 30 Rt. das ganze Jahr, Kost und Logis nebst Wäsche; das Schulgeld war im Verhältnis gering).

Katholische Judenfeindschaft

Im elterlichen Hause und auch noch lange, nachdem ich es verlassen, lebte ich noch nach alter strenger Observanz more majorum. Der tiefe Abscheu vor dem Leben und Treiben der Heiden und besonders vor dem Bilderdienste, saß mir tief im Blute. Dieser ward denn auch durch das, was wir selbst miterlebten und von dem mächtigeren Nachbarn erduldet, nicht gemindert oder gemildert. Das Gespenst des Judenhasses erhob sich vor des Knaben Augen und grinste ihn feindlich an, hüpfte hinter ihm her und verfolgte ihn mit Drohen, Schelten und Steinwürfen. So mußten wir, wie alle jüdischen Einwohner unseres Dorfes, den Kirchhof umgehen und durften den Richtweg über denselben nicht benutzen, wollten wir vor den sicheren Steinwürfen der lieben Schuljugend sicher sein.

Allein auch außerhalb dieses verbotenen Gottesackers blieben wir nicht frei vor solchen Angriffen. So wurde ich selbst eines Tages, als ich neben einem arbeitenden Tischlerburschen ruhig auf einer Türschwelle saß, von einem von diesem nach mir geworfenen Steine so getroffen, daß mir das Blut vom Gesichte herunterrann. Noch sehe ich den Zorn meiner Mutter, die zu dem Vater des Tischlerburschen rannte und ihn bestraft wissen wollte. Aber vergebens. Der boshafte Gesell leugnete die Tat und meinte, das müßte ein anderer gewesen sein. In ganz katholischen Dörfern war das Unglück noch größer, besonders wenn ein fremder Jude hindurchging. Die ganze Bevölkerung von Hunden und Jungen war hinter ihm drein und jener von diesen nach Herzenslust gehetzt, sodaß der arme Geplagte alles zu tun hatte und nicht immer alles tun konnte, den Bissen und Steinwürfen heiler Haut zu entgehen. Noch übler ging es in den dickkatholischen Ortschaften des Kölnischen Sauerlandes her, wie mir mein verewigter Freund, der Dr. und Prof. HAINDORF erzählt hat. In seinem Geburtsorte - den Namen desselben habe ich mir nicht gemerkt - war ein streng gläubiger Pfarrer geistlicher Hirt, der so lange er dort die Herde hütet, die ganze Judengemeinde jeden Ostern nötigte, den Ort auf mehrere Tage, eigentlich die Passionszeit hindurch, zu verlassen und zu einer benachbarten Gemeinde auszuwandern. Denn nach der Passionspredigt am Stillen Freitag stieg der ehrwürdige Priester von der Kanzel, durchschritt die Kirche und ihm folgte seine ganze Gemeinde. Dann ging's zur Kirchentüre hinaus, durch das ganze Dorf bis zur Synagoge. Hier ging das Werk der Zerstörung los. Die fest verschlossene Türe wird erbrochen, hinein stürmt der Fanatiker mit seiner Gemeinde und zerbricht alles, reißt die etwa vorhandene Gebet- und anderen Bücher in Fetzen, zieht endlich nach vollbrachtem Werke wieder ab und nagelt vor die Türe eine Speckseite, welche die unglücklichen Märtyrer dann für Geld abnehmen lassen müssen, wenn sie mit Sicherheit zurückkehren durften. Die Ostertagszene erneuerte sich dazumal jährlich in jedem echtkatholischen Lande. In unserem ging's nicht völlig so arg her. Doch waren wir genötigt, jedesmal am Feste des HI. LIBORIUS mitten im Sommer Türen und Fensterläden beim Vorüberziehen der Prozession geschlossen zu halten und durften uns kaum getrauen, durch das Schlüsselloch die Zeremonie zu schauen. Wurde so etwas von den Vorübergehenden bemerkt, so schossen sie gegen die Türe oder das Fenster, hinter welchem sie den unberufenen Zuschauer vermuteten. Ob scharf oder nur Schreckschüsse, weiß ich nicht zu sagen. Das war eine epochemachende Veränderung in unserer sozialen Lage, als wir unangefochten den Richtweg über den Kirchhof betreten und vom Fenster aus der Prozession zuschauen durften. Noch erinnere ich mich der Vorstellung des Peter MOGGEN, eines begüterten, wohlhabenden und sehr bigotten Bauern in Bruchhausen. Er hatte nämlich meinen sel. Vater in Corvey unter den Zuschau-

ern der Prozession des HI. VITUS, des Patrons jener Abtei, erblickt und seine Empörung darüber bis zum nächsten Tage zurückgehalten. Da trat er aber zornmutig in unser Vorzimmer und redete meinen Vater also in seinem westfälischen Plattdeutsch an: „Leib (Levi, Vorname meines Vaters) dat du meinen heiligen Liborius seien hast, dat kann ik di vergeven; den wüll ik die wol vor de tör bringen, aver, dat du den heiligen VITUS seien hast, sich, dat vergev ik di mein leven nich!“

Dies war der Erfolg der französischen Umwälzung, und fällt in die Mitte des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts. Dies war die ferne Kreiswelle, welche das schlammige Wasser unserer sozialen Zustände, inmitten der damaligen Zivilisation in jenen fernen versumpften und verdumpften Gegenden von dem Kontrapunkte Frankreichs aus trieb und forttrieb. Noch erinnere ich mich eines Wortes unseres nächsten Nachbarn, eines Leinwebers mit Namen Johannes Mewes, das er gegen meinen Vater aussprach: „Leib! Von hüt an möt wir vor den Juden die Mütz afdrucken!“ Und dabei nahm er ironisch seine Mütze ab und grüßte in falscher Demut. Aber eine noch höher gehende Welle folgte dieser! Ich sah mit meinen Augen die Rebellion meiner Dorfbewohner unter der Führung eines gewaltigen Mannes, Wurstmacher von Profession. In einer mächtig lärmenden Schar zog man auf den Herrenhof zu, zur Freifrau von Kanne und kündigte all die lästigen Abgaben von Hühnern, Eiern und die gleich bösen Frondienste. Das war eine furchtbare Dorfrevolution, ein Sturm in einem Glase Wasser, aber immerhin doch ein Sturm! Der Umschwung der öffentlichen Meinung erstreckte sich bis in unsere westfälischen stillen, Deutschlands obskursten „Krähwinkel“.

Neckereien und Plaudereien

Eines noch heftigeren Sturmes entsinne ich mich, der meine Mutter ergriff, und sie zornglühend zur Mühle trieb, den Müller DÜVENKROOG zur Rede zu stellen. Er hatte meinem Bruder, einem etwa fünfjährigen Knaben, der ein Gewerbe zu bestellen zur Mühle geschickt ward, dort zu Tische behalten und der erzählte, als er zurück nach Hause kam, von dem schönen fetten Fleische, das ihm der Müller gegeben. Das war ein hämischer Schabernack des DÜVENKROOG, der ihm nach seiner Meinung vielleicht ein Stück Himmel, vorerst aber einen Sturm von Vorwürfen meiner erzürnten Mutter zuzog. Vielleicht war das das erste Mal seit mehreren Jahrtausenden, daß solche Grauenskost in der Levitenfamilie, in der wir geboren waren, genossen wurde.

Noch habe ich eine kleine Unterweisung meiner Großmutter, einer altfrommen jüdischen Frau, aus dieser Periode meines Lebens nachzutragen. Sie saß auf ihrem Lehnstuhle vor der soliden Eichentruhe ihres Wohnzimmers und ich auf einem Kinderstuhl vor ihr. Es war ein vorgerückter Herbsttag und der Wind

regte die beiden mächtigen Eschen an der Nethe und warf ihre Zweige hin und her und durcheinander. Da fragte ich die Großmutter: Erzählen sich die Bäume etwas, oder beten sie? - (das Beten war von einem Schaukeln des Körpers begleitet, nach dem Spruche: all meine Gebeine loben Gott). Sie wußte mir keine Antwort zu geben; wohl aber auf die nachherige Frage, wie es komme, daß der Regen immer in Tropfen vom Himmel falle. Die Wolken, antwortete sie - haben tausend kleine Löcher, wie ein Sieb, und deshalb kommt auch das Wasser in kleinen Tropfen durch sie herab. Diese Regentheorie befriedigte mich wie keine in dem Maße in späteren Jahren.

Die gute, liebe Alte! Wie liebte sie mich und welche Geduld hatte sie mit allem meinem Mutwillen! Ich durfte ungestraft ihre Prise, die sie zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, mit meinem kleinen Finger, mit dem ich zwischen ihre beiden unversehens hindurchfuhr, wegwischen: sie lachte unter Drohen und ich wischte weg. Ich durfte ihr in der Speisekammer ein Ei in zwei schlagen, das sie mir als ein von selbst zerbrochenes zum Ausschlüpfen schenkte, ohne sie zu erzürnen. Wurde ich wegen solcher Streiche zum Hausarrest verurteilt, wozu ich in die Synagoge, die unserem Elternhaus nahe, eingesperrt wurde, so erschien sie alsbald in der kleinen Frauensynagoge daneben, die mittels eines kleinen Fensters mit der großen Männersynagoge kommunizierte, streckte durch dieses viereckige Loch ihre beiden Arme; ich hüpfte darauf, sie zog mich hindurch und ich war frei! Dann ging's flink zum Hause hinaus in die weite Welt, d.h. den engen Bezirk unseres Dörfleins, seiner Felder und Fluren. Großeltern sind selten strenge Erzieher ihrer Enkel, und die meinen, namentlich meine ihren Gatten lange überlebende Großmutter eine der mildesten. Es ist ein wahres Glück zu nennen, daß mich ihre Indulgenzen und zugleich die Schmeichelei meines Lehrers nicht im tiefsten Marke des Lebens verdarben. Ich hatte aber zu viel Leichtsinns und zu geringes Selbstbewußtsein, um durch alle solche Übertreibungen und Mißgriffe zur Selbstüberhebung und Eitelkeit verleitet zu werden. Ich nahm alles mit naiver Gelassenheit hin und dachte mir nicht, daß man mit mir eine Ausnahme machte: vielmehr glaubte ich, daß solche Liebe und Auszeichnung zu verdienen die Regel sei, sie zu entbehren und also nicht zu verdienen die Ausnahme.

Ich war ein lebhaftes, ja wildes Kind, beweglich, flink und anstellig. Die größte Strafe, und mit seltener Ausnahme die einzige war die Gefangenschaft, der Hausarrest. Aber diese Lust am Umherlaufen trug mir eines Tages eine derbe Züchtigung ein, die ich aber ohne Murren ertrug und deren Erinnerung mich noch heute mit einer Art von heiliger Ruhe erfüllt. Mein sterbenskranker Vater (er starb an einer vernachlässigten Lungenentzündung durch einen Brownianer, die bekanntlich immer zur Ader ließen) hatte mir das Ausgehen verboten; in meiner Ungeduld wandte ich mich nach einiger Zeit an die Mutter und diese

erlaubte mir's. Man kann sich denken, wie das wilde Bürschchen sich dieser Erlaubnis bediente. Ich erging mich nach Herzenslust. Aber, als ich wieder nach Haus kam, rief der Vater: „Du bist doch gegen mein Verbot aus gewesen? Her mit dir!“ Und nun ward die negative Toilette gemacht, ich mußte mich über seine Knie legen und empfing eine derbe Rutenlektion. Aber um meinem Vater keinen Ärger zu machen, hielt ich wie ein Schuldiger still, ohne auch nur mit einem Worte der nachherigen Erlaubnis meiner Mutter zu erwähnen. Als ich das Produkt empfangen hatte, kam meine Mutter und sagte: „Warum hast du den Jungen geschlagen? Ich habe es ihm ja erlaubt.“ Mein Vater bedauerte es nicht, ich merkte es nur an seinem Stillschweigen. Er war durch die Hingebung, mit der ich die Züchtigung ertrug, sehr gerührt und doch war sie nicht ganz unverdient; ich mochte wohl selbst fühlen, daß ich nach seinem Verbot die Mutter nicht um seine Aufhebung hätte bitten sollen. Aber noch heute beglückt mich die Erinnerung an jene Pietät gegen meinen armen sterbenskranken Vater, damals fast selbst noch ein Jüngling. Er ward, nach damaliger Sitte frühe, etwa 18 Jahre alt verheiratet und hinterließ drei Kinder von je acht, 5 1/2 und 2 1/2 Jahren und eine Witwe im letzten Stadium der Schwangerschaft und war höchstens selbst ein Mann von 29 oder 30 Jahren; dieses Leid widerfuhr uns Waisen gegen das Ende des letzten Jahrzehntes des vorigen Jahrhunderts.

Justiz unter dem Krummstabe

Zu den unseligen Zuständen jener Tage gehört die Unsicherheit des Lebens und Eigentums. Überall hörte man von nächtlichen Einbrüchen und durch einen solchen erlitt denn auch mein seliger Vater eines Tages einen beträchtlichen Verlust. Die Justiz war in faulen bestechlichen Händen und die Sanftmut des Krummstabes, den unser geistlicher Fürst führte, kam wenigen so zupaß als den häufigen Dieben, Mördern und fleischlichen Verbrechern. Nicht nur die großen Waldungen dienten Zigeunerbanden und ähnlichem Raubgesindel zu Aufenthaltsorten, in jeder Landstadt, in jedem Dorfe, fanden die Spitzbuben Gehilfen und Spelunken, so viel sie nur haben wollten. Ja, man treib solche Gewerbe am lichten Tage, wie ich selbst eine solche schämliche am hellichten Tage vollbrachte Tat erlebt habe. Es kamen nämlich an einem Vormittage zwei reisige Gesellen jüdischer Religion in unser Haus und fragten nach meiner Mutter. Diese fragte, was sie beehrten und der eine antwortete, sie beehrten zwei Taler als Darlehn; dabei zogen sie jeder ein langes Messer aus einer Tasche an der Hose und prüften gegenseitig die Messer, indem sie wie eine gleichgültige Sache einander um die Messer und deren Prüfung baten und damit spielten. Noch ist mir die Szene gegenwärtig und der Blick voll Angst und Entsetzen meiner Mutter, der sie die Taler richtig auspreßten und sie dann mit Lachen verließen. Solche Gesellen trieben sich in größeren oder kleineren

Banden im Lande umher und an Polizeischutz war nicht zu denken. Daß dabei auch Morde genug vorfielen, war nur zu natürlich. Meine Mutter aber freute sich, daß mein Vater gerade ferne übers Land gegangen war, denn der hätte sich wohl schwerlich einschüchtern lassen, meinte sie. Solche Gäste besuchten denn auch die zerstreuten Gemeinden an den hohen Herbstfesttagen und waren alle leicht an der höheren Inbrunst und tieferen Zerknirschung an den Buß- und Bettagen erkennbar, auch daran, daß sie stets am reichlichsten in der Armenbüchse opferten. Doch ereignete sich in Altona vor mehr als 70 Jahren ein entsetzlicher Mord an einem der Gemeindemitglieder, der mit einem Schufte derart vor der Synagoge in der Vorhalle in Wortwechsel geriet. Der Raubmörder zog sein Messer und verwundete ihn so, daß er am dritten Tage an seiner Wunde starb. Der Mörder wurde zwar alsbald ergriffen. leugnete aber und der Gemeindevorsteher weigerte sich standhaft in dem Vorgeführten seinen Mörder zu erkennen. Das wäre in meinem Stiefvaterländchen aber nicht vorgefallen; denn da hätte es niemand gewagt den Mörder zu ergreifen und unser Stab Sanft regierte das Land voller Galgenvögel wie ein guter Hirte.

Ein Beispiel für viele: Im Dorfe Ottbergen lebte ein reicher Meier mit Namen KLOOT, ein gewaltiger Kerle, aus dessen Leib man sechszöllige Bohlen hätte schneiden können. Eines Tages fiel er durch die Lücke seines Hausbodens auf die Diele und gerade auf die Zähne des großen Rechens zur Nachlese. Und was geschah? Er fiel, ohne sich selbst zu schaden, alle Zähne von Eisen auf die er gefallen, waren krumm. Doch dies in parenthesis. An einem heiteren Sonntag Morgen geriet er in Streit mit seinem Schäfermeister, wegen eines gestohlenen Hammels. Die Dorfgemeinde kommt eben aus dem Frühgottesdienst und nach dem Kampfplatz eilend umgibt sie mit einem Kreise die Streitenden und freut sich der schönen Sonntagssonne. Vor allen diesen Zuschauern erschlägt der riesige KLOOT seinen Schäfer, daß dieser mausetot vom Kampfplatze weggetragen wurde. Dem Totschläger aber, der Korn im Stroh hatte, und es in Höxter gehörigen Ortes zu verwenden wußte, ward kein Haar gekrümmt; keine Vor-, keine Nachuntersuchung ward über ihn verhängt, nicht eine einfache Verhaftung gegen ihn angeordnet. Er starb in Frieden und wird auch wohl, da er ein rechtgläubiger Katholik war, nach gehöriger Beichte und Absolution in seine Seligkeit eingegangen sein.

Denn der Pfarrer von Ottbergen war ein ganzer, richtiger katholischer Priester und Sündenvergeber, wie die Protestanten die katholischen Geistlichen zu schelten pflegten. Er erinnerte mich, so oft ich an seiner Pfarrwohnung vorbeiging, an das unheimliche polnische geistliche Scheusal, den „gelehrten Rabbi“ in meines Großonkels Hause in Bruchhausen.

Die Wallfahrtskapelle außerhalb des Dorfes, ein wüstes Heilighäuschen unter einer herrlichen Linde, hatte er mit messianischen Psalmsprüchen über und

über bedeckt, die er indes so falsch schrieb, daß wir Judenknaben herzlich darüber spotteten. Doch hat sich dieser dumpfe Köhlerpfaff späterhin, als ich meine lateinische Abschiedsrede meinen Verwandten sandte, überaus wohlwollend erwiesen und dieses rhetorische Machwerk für meine Mutter und meinen Vormund ins Deutsche übersetzt.

Von ganz anderem Schrot und Korn war unser Bruchhauser katholischer Priester mit Namen KOCH, ein recht aufgeklärter, nicht gläubiger Priester, der später mein Lehrer im Lateinischen wurde und große Stücke auf seinen Schüler hielt. Dieser war das schnurgerade Gegenteil von seinem Ottberger Konfrater. In seinem heiteren Pfarrhause herrschte nicht die düstere Abgeschlossenheit; sie nahm sich im Gegenteil recht heiter von draußen aus; denn drinnen walteten über den Haushalt zwei Schwestern, recht feine Jungfrauen seiner Verwandtschaft, die sich jahrum ablösten im Dienste des Pfarrhauses und von denen die ältere von recht schöner, die jüngere von nicht so schöner, aber frischerer Gestalt war. Das gab späterhin Verdruß; mein armer Lehrer, der es mit dem Zölibat nicht ernster als die Herrn Geistlichen in Südamerika genommen haben soll, war aus unserem lieben Dörflein nach Bosseborn, einem schlechten Dorfe und einer armen Gemeinde, versetzt und sah sehr kummerbeladen aus, als ich ihn in seinem Exile nach meinem Abgange von der Universität wieder besuchte. Ich kann nicht sagen, wie weh mir das tat, der ich von dem Werte des Zölibats damals noch keinen rechten Begriff hatte. Er war ein leichtfertiger Lebemensch und dazu ergriffen vom Revolutionstaumel jener Tage. An einem Weihnachtsabend, der noch in der Mitternacht beiden Gemeinden einen Gottesdienst vorschrieb, rief KOCH seiner Haushälterin (vermutlich der schönen) zu: „Jungfer, mak se hüt abend nen forschen Kaffee; ik müt munter bi de Narretheidungen sin.“ Das wußte ich von meinem Lehrer und wunderte mich gewaltig über seine tiefe Andacht des anderen Tages, da er unter dem von vier Bauernburschen getragenen Baldachin inmitten der Prozession in prunkendem Ornate und unverwandt auf die Hostie schauend feierlich vorüberschritt, dem Kreuze draußen auf dem Anger zu. Wie wirkten doch auf meine zarte Seele jene frommen Spendungen der Diebesgesellen in der Synagoge und diese katholischen Andachtsübungen! Ich sah früh den Schein solcher Religiosität, verirrter Frömmigkeit und scheinheiliger Heuchelei, kurz all jenen Frevel, den man mit dem Heiligen trieb und ich wandte mich früh, zu früh ab und verlor die altererbte Ehrfurcht vor dem, was mir als Göttliches genannt und empfohlen wurde.

Herr Tölle

Jetzt erst ist mir der Unterschied der modernen sog. rationalistischen Bildung

zwischen jüdischen und christlichen Zeitgenossen recht klar ins Bewußtsein getreten. An zwei Exemplaren meines so engen damaligen Gesichtskreises will ich ihn anderen, die jener Epoche nicht mehr angehören, zu verdeutlichen suchen, an meinem Lehrer und dem Gerichtshalter TÖLLE, am hochherrlichen Patrimonialgerichte waltend, Richter, Polizeiverwalter, Advokat und zwar für beide Parteien zugleich. Er repräsentierte in der Herrschaft von Bruchhausen-Ottbergen die ausführende Gewalt der gesetzgebenden des edlen Patronats-herrn von KANNE, in dessen Namen, obwohl wider dessen Willen er beide Dörfer unumschränkt regierte; freilich, das *ius gladii* nicht einbegriffen. Herr TÖLLE, ein wohlbeleibter christkatholischer Jurist, hatte sich dem Herrn von Kanne so unbeliebt gemacht, daß dieser ihn um alles von seinem Amte gern entfernt hätte. Aber Herr TÖLLE war nicht zu entfernen, Er verteidigte seinen Sitz beim höchstpreislichen Reichsgerichte zu Wetzlar und hatte schon durch das bloße Prozessieren gewonnenes Spiel. Denn das nahm kein Ende und das einzige Resultat war der unendliche Ärger des hochmögenden und nichtskönnenden Edelmannes. Er fühlte dem Reichsgerichte und dem selbstadvozierenden Gerichtshalter gegenüber das ganze Elend eines unterdrückten, gemißhandelten, verhöhnten vornehmen Mannes. - Unser Herr TÖLLE, so ein starker Rabulist er auch war, war er doch noch stärker als - Trinker! Mein Elternhaus, das feinste und gebildetste im ganzen Dorfe, ward ihm denn auch ein gewünschter Aufenthaltsort, wenn er nach vollbrachtem Tagewerke sich bei seinem Rheinweine abends erholte. Meine Eltern, die ihn zwar nicht liebten und ehrten, desto mehr aber fürchteten und sich mit ihm gütlich verhalten mußten, überließen ihm gerne den gewohnten Sitz am soliden eichenen Tische mit grünem Wachstuche überschlagen, an dem er unter allerhand Gesprächen seine Abende aufs angenehmste verlebte und dann nach Hause schwankte. Denn nicht gar selten stieg die Zahl der geleerten Karasinen (etwa einen Schoppen enthaltende zierliche Bouteillen) auf ein Dutzend, richtig gezählt. Noch sehe ich den wohlbeleibten, rotwangigen Regenten Bruchhausens in seiner blühenden Gestalt (er mochte wohl zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahre stehen) am Tische sitzend, diskutierend und trinkend, leibhaftig vor mir, mit mir scherzend und mir ein Glas von seinem saueren Getränke anbietend. Da ich es verschmähte, rief er: „Wat Junge, du wult studieren und kannst noch nich sugen!“ und ich kleiner Bursch nahm den Schalk ernst für einen wirklichen. Ein andermal, als sich vielleicht meine Mutter gegen ihn über mich wegen meiner Lebhaftigkeit oder Wildheit beklagt und meinen jüngeren, sanfteren Bruder gerühmt haben mochte, hörte ich die mich ergreifenden Worte: „Better n' Dullkopp als n' Dudelkopp! - Das merkte ich mir und war in mir und mit mir höchst zufrieden.

Diesen Juristen TÖLLE will ich dem Lehrer MEYER gegenüberstellen und beide

vergleichen. Sie gleichen einander als aufgeklärte Gelehrte, jener als aufgeklärter Katholik, dieser als aufgeklärter Jude; ungleich waren sie einander in dem, was jedem nach dem abgeworfenen Sklavenjochen der Autorität übriggeblieben war. Dem Israeliten, der noch den Unterschied zwischen dem rationalistischen Monotheismus und der alten Lehre nicht ahnte, blieb jedenfalls die elastische Form, die es ihm gestattete, auch die seine hineinzustellen und sie darin zu vervollständigen: Dem Christen dagegen war mit der Priesterlehre, die er verlassen, gar nichts übrig geblieben, jeder inhaltliche Glaube war ihm verloren, nur sein Bacchusdienst war ihm geblieben und dieser ununterbrochene Dienst nahm ihn dann endlich auch ganz gefangen und fuhr mit ihm in die Wohnungen der Weinseligen. Da hatte Herr v. KANNE seinen verdrießlichen Prozeß endlich nach so vielen Jahren gewonnen. Dem Israeliten war außerdem ein bedeutender Rest alter ererbter Ehrfurcht vor einer großen Vergangenheit geblieben und gleichzeitig ein schöner Enthusiasmus für das kommende, das sich vor seinen Augen in einem großartigen Phänomen zur Entwicklung vorbereitete. Auf seine Vorwelt errichtete er in seinen Gedanken den Bau der Zukunft. Der Jurist hatte nichts derart als Erbteil überkommen. Er war nichts als ein wankender Bacchus-schlauch, ohne moralisches Gefühl, ohne Sinn für Sitte und Gerechtigkeit. Er hatte besondere Hetzer, die ihm dadurch reiche Bauern in die Fänge jagten, daß sie sie gegeneinander hetzten. Das empfand er nun mit großem Behagen und zog von beiden Parteien und zog und zog, so lange sie nach seinen Begehren dienten. Ein Ausbund von Ansichtigkeit lebte er auch ohne Scham und Scheu in unseren beiden Kirhdörfern mit einer häßlichen Pastorenwitwe, die ihm als Haushälterin diente und mit ihm auf dem vertraulichsten Typus näherer Häuslichkeit stand, gewissermaßen unter einem Pantoffelregiment, das nur bis zum Bacchusdienste nicht durchdrang, so mächtig es sonst auch sein mochte. Wer ihn abends spät nach Hause begleitete, könnte nicht genug von der Fülle der Schimpfwörter, mit denen ihn seine Donna Diana empfing, berichten, unter denen der Ehrentitel Swinepelz das gelindeste war. So standen die beiden Gegensätze unter dem gemeinsamen Dache der Aufklärung und des Vernunftglaubens einander in unserem Duodezländchen, nur unter vier Augen gegenüber. Man weiß sich so viel von der reinen Sitte des Landlebens, seinem stillen Frieden, seiner Unschuld gegenüber dem der größeren Städte zu berichten und zu rühmen: kein wahres Wort ist dran! In der nächsten und näheren Umgebung des Schauplatzes meiner ersten Lebenssphäre herrschte eine so vollständige Rechtlosigkeit und ein solcher Mangel aller sittlichen Gefühle, daß keine Stadt daranzureichen vermocht hätte. Die schamloseste Unzucht, der tüchtigste Frevel, der Mangel jedes besseren häuslichen Lebens, Dieberei und Betrug: das waren die täglichen Ereignisse und Gegenstände der Unterhaltung, oft lächerlicher Art, wenn sie auf einen arglistigen Schabernack hinausliefen,

öfter noch skandalöser Art mit unerhörter Frechheit angesponnen und ausgeführt. Unter anderem war es unsere stete Sonntagsbelustigung nach dem Damm zu laufen, hinter dem die Schänke lag, um den nie fehlenden blutigen Schlägereien zuzuschauen, die am Tage des Herrn in Bruchhausen abgemacht wurden. Das fehlte nie: morgens zum Gottesdienste in die Kirchen, nachmittags zum Teufelsdienste in die Schänken! Unser Dorf empfing daher den Spitznamen: Krakeler bei der Charakterisierung aller einzelnen Dorfschaften des Ländchens und seiner Hauptstadt Höxter an der Weser.

Spiele und Lektüre

Neben Schulbesuch, der nur an Sonnabenden und Festtagen unterbrochen wurde und neben den Rekreationen der Kinderspiele und der Repetitionen blieb indes immer Zeit genug zu Selbststudien, die mich besonders anzogen und die vorzüglich in Erdbeschreibung und Geschichte bestanden. Meines Vaters deutsche Bibliothek bestand aus kaum hundert Bänden, die in einem Glasschrank in der Wohnstube standen, wozu mir die freie Benutzung offenstand. In diesem kleinen Bücherschrank befanden sich Unterhaltungsmittel des Ernstes und des Scherzes. Ich erinnere mich zweier hübscher Lexika, das Zeitungslexikon und ein anderes zwei mächtige Quartbände; die Geschichte der Deutschen, von SCHMIDT; die ich trotz der Trockenheit, die mir in derselben so widerwärtig auffiel, treulichst studierte. Anziehender waren mir die „Reisen zu Wasser und zu Lande“, ein älteres Sammelwerk, das mich sehr anregte. Außer diesen befanden sich im Schranke zwei für mich höchst anziehende Werke, die ich mit gleichem Vertrauen las wie die ernsteren Schriften, nämlich die Abenteuer Münchhausens und der Antihypochondriacus, eine Anekdotensammlung, die mir außerordentlichen Spaß machte. Noch erinnere ich mich einer Schrift, die ich nicht verstand, die mich auch bis auf das Frauenbild vor dem Buche wenig anzog, Elisa oder das Weib, wie es sein sollte und ein Roman, ebenfalls mit einem Frontispiz Adolph, der Kühne, Raugraf von Dassel. Das Interesse daran bestand besonders in der Kombination einer längst vergangenen Zeit mit dem nahen gegenwärtigen Raum; denn von Dassel, sagte man mir, daß es ein Ort im Deistergebirge oder einem anderen in der Nähe unserer Heimat sei und daß dort ehemals dieser Adolph der Kühne als Raugraf in seiner Veste gehaust habe. Ein tapferer Ritter im Kampfe gegen eine Menge Feinde bildete das mir so interessante Frontispiz.

Reichlicheren und belehrenderen Stoff boten mir jene obgenannten historischen und Reisewerke. Nicht lange, so wußte ich, so weit jene Schriften reichten, recht guten Bescheid in den Wunderländern Vasco da Gamas und anderer großer Entdecker. Die Lektüre des Robinson Crusoe und späterhin der

Telemach in der Ursprache krönten mein damaliges Wissen, so unbedeutend es damals an sich auch war.

Bestimmung zum Gelehrten

Schon als Knabe ward ich durch meinen Vater und meinen Lehrer fürs Studium, d.h. für das damals allein uns offenstehende Studium der Arzneikunde zum Doktor, wie man sich ausdrückte, bestimmt. Es war meines seligen Vaters, des damals noch nicht mehr als etwa 25 jährigen jüdischen Kaufmanns eines kleinen, westfälischen Dorfes fester Wille, aus mir etwas Edleres als einen Schacherer vom Lande zu machen.

Ich komme jetzt zu den ersten eigentlichen Studien, als Vorbereitungen zu meinem künftigen Berufe zum Gelehrten. Diese bezogen sich zuerst auf zwei Sprachen, Französisch und Latein, die erste lehrte mich ein französischer Geistlicher namens DUMENIL, ein Emigrant, den der Küster in Ottbergen aufgenommen und in seinem kleinen Hause ein Asyl angewiesen hatte. Er war ein ältlicher Mann, gebeugt durch das harte Los der Verbannung und in tiefer Armut. Der gute Küster hatte ihm im oberen Stock seiner Wohnung ein Stübchen neu eingerichtet, ausmauern, tünchen und nach der ärmlichen Weise des Dorfes möblieren lassen. Dorthin zogen wir täglich, mein Lehrer und Mitschüler, der mehrgenannte Schullehrer an der kleinen Judengemeinde Bruchhausens und meine Wenigkeit zum Unterrichte in der damals sich verbreitenden französischen Sprache. Der Geistliche DUMENIL, der ein wenig Deutsch gelernt hatte, unterrichtete nach der Grammatik MEIDINGERS, wobei denn mancherlei, das unser Lachen erregte, vorkam und das unser Geistlicher reichlich erwiderte, wenn die Reihe des Lehrers an ihn kam. Noch erinnere ich mich solcher zweier Lachanlässe. Erster von Seiten des Franzosen, als er statt: Gebt das Geld dem Koch, dem Bock las. Herr MEYER konnte sich des lauten Lachens nicht erwehren; aber den Tag darauf verfiel er selbst dem Auslachen und unser Lehrer bezahlte ihm mit gleicher Münze. Er las statt: Dieu soit loue - Dieu soit louche. Und unser guter DUMENIL lachte und rief: „Möge Gott schielen!“ Herr MEYER aber war sehr stille in sich.

Unser redlicher Geistlicher aber erkrankte, nachdem wir etwa ein halbes Jahr seinen Unterricht genossen und eben beim Konjugieren hielten. Mag ihn der Gram, mag ihn das frisch getünchte Wohn- und Schlafzimmer überwältigt haben: wir verloren unseren guten Lehrer nach kurzer Zeit. Da verließ mich denn mein guter Lehrer MEYER als Mitschüler, denn mein neuer Lehrer wohnte eine halbe deutsche Meile von Bruchhausen in Hembesen, einem kleinen Dorfe im Paderbornschen, bei einem reichen Bauern, der ihm Kost und Logis und das in einem verhältnismäßig gut eingerichteten und wohlausgestatteten Hause gab. Er, auch ein französischer Emigrant, hieß DUSHY, ein noch jüngerer

wohlgestellter Mann von feiner Bildung, über dessen vieles Schreiben auf Quartblättern von unendlicher Menge ich mich damals nicht genug wundern konnte. Er setzte, mein zweiter Lehrer, den Unterricht fort, den ich von da an allein nahm, da er für den älteren Mitschüler, meinen lieben Lehrer Meyer, zu zeitraubend für sein Amt als Vorbeter und Schlachter und Schulhalter gewesen wäre. Ich wanderte regelmäßig zweimal die Woche nach Hembsen, ein Stück Schwarzbrot in der Tasche, wozu mir der gutmütige Bauer oft ein paar Eier kochen ließ, und kehrte gegen Abend zurück.

Zeitstreiflichter

In dem Landstädtchen Beverungen hauste ein Landwirt, den man kurzweg Johann und wegen seiner bekannten Klugheit den Dr. Johann zu nennen pflegte. Nun rückte der Termin der Pachterneuerung ausgedehnter Klosterländereien heran und die Pächter hatten sich dahin vereinigt, die alten Pächter nicht zu überbieten und sie aus ihrem Pachtvertrag zu drängen. Das machte sich der Dr. JOHANN zu Nutze und erhielt im Zuschlag jene Pachtungen. Eines morgens fand er einen Zettel an seine Haustür geheftet, der die Drohung enthielt:

Herr Dr, Johann

Hu mut daran!

Dr. JOHANN antwortete spottend auf gleiche Weise:

De Doktor Johann

Kummt noch daran!

Aber nach wenigen Tagen schon ging eine Rotte von sieben jungen Kerlen, teils aus den reichsten Familien, mit einem Geistlichen nach der Kapelle von Beverungen, ließ sich dort Messe lesen und Absolution erteilen, zogen darauf in der Morgenfrühe nach dem Hause JOHANNs, erbrachen die Türe, drangen ein, schnappten den Doktor auf dem Boden, warfen ihn durch die Bodenluke auf den Misthaufen vor dem Hause, wo ihn die unten gebliebenen Mörder auffingen und mit dem Rade, das sie vom Pfluge gelöst, förmlich räderten. So fand man ihn, als es Tag geworden, in seinem Blute schwimmend, eine Leiche vor seinem Hause. Die Täter wurden alle bekannt; sie meinten selbst aus ihrer blutigen Tat kein Geheimnis machen zu dürfen, ihr Prozeß ward in Paderborn geführt und endete mit der Verurteilung zum Tode durchs Schwert. Da wurde denn alles aufgeboten; unendliche Summen als Bestechung zur Hintertreibung des Strafurteils geboten. Aber die Geschichte war zu frevelhaft, zu skandalös, und die Exekution aller sieben Mörder erfolgte in Paderborn zur Ehre der Gerechtigkeit und des Landfriedens.

Es war um diese Zeit, als die im Mittelpunkte Frankreichs aufgeregte Wallung nach dem entfernten Bruchhausen nun einen merklichen Ring im stillen Wasser

emporhub, und mir das Schauspiel einer Revolution im Kleinen gewährte. Der gnädige Herr war infolge eines Falles auf sein Flintenschloß auf der Jagd an einer innerlichen Vereiterung unter den Händen jenes großen Brownianers gestorben, und seine Witwe, eine sehr gnädige aber noch stolzere Frau, herrschte auf ihrem Schlosse mit ihrem einzigen noch unmündigen Sohne, dem Junkerchen, als Patrimonialherrin. Sie war sonst eine sehr gnädige und herablassende Frau. Sie stundete den Bewohnern ihrer Dörfer die Hühner und Eier, als diese blutarmen Leute sich beklagten, daß es ihnen unmöglich werde beides zu liefern, daß sie, wenn sie die schuldigen Hühner gäben, keine Eier geben könnten und wenn Eier, keine Hühner. Sie war denn so gnädig, den Tribut zu stunden, ihn aber gänzlich zu erlassen, das fiel ihr natürlich nicht ein. Auch mit den Frohnden stand es sehr schlecht; die Frohnden die aus den Einwohnern zur Ernte, zum Säen, zum Einfahren gestellt werden mußten, erhielten die schlechteste, kaum genießbare Nahrung und verdorbenes Bier. Endlich war die große Parole gegeben: In Frankreich ward Robot, Frohnde, Hühner- und Eiersteuer etc. abgeschafft. Nachdem nun meine christlichen Dorfgenossen den glänzenden Erfolg der französischen Revolution durch die Zeitungen, die ihnen der Schulmeister vorlas, erfahren, wollten auch sie es ebenso gut, als die französischen Bauern es hatten. Sie besprachen sich untereinander und wie einst in Athen, war es auch in Bruchhausen der Wurstmacher, der sich als Volkstribun an die Spitze der Bewegung stellte. Eines schönen Tages zog nämlich die aufrührerische Menge gerüstet auf den Edelhof und brachte ihr Anliegen direkt bei der erschreckten Edelfrau vor. Alles ward bewilligt und eine große, freilich nur kurze Freude berauschte die Dorfbewohner, die von nun an selbst Hühner und Eier essen durften, so lang es dauern würde.

So wirkte der letzte Ring des politischen Bethesdadienstes, aufgeregt von dem französischen Sturme in unserem Dorfe: Aber eine noch mächtigere, wiewohl lautlose Umwälzung erfolgte in der öffentlichen Meinung in Bezug auf uns, die jüdischen Einwohner des Dorfes. Wir durften von nun an, unbehelligt über den christlichen Kirchhof, den geraden Weg durchs Dorf gehen. Kein Steinwurf wehrte es uns mehr. Wir durften sogar der Prozession zuschauen, freilich mit abgezogenem Hute.

In einem letzten Kapitel schildert der Autor, wie er im Jahr 1804, also als 15jähriger, mit seinem Lehrer Meier nach Altona zog und dort auf das Gymnasium kam. Damit schließen die autobiographischen Aufzeichnungen des Salomon Ludwig Steinheim.